

Wie die Hexe hexen kann

Marek Janowski dirigiert Humperdinck

„Weißt du, was der Wald jetzt spricht?“ Sie wissen es, die Musiker des Rundfunk-Sinfonieorchesters, das ausdrucksvolle Horn, die Solovioline. Die Kinder des Märchenspiels von Engelbert Humperdinck haben sich im Wald verirrt, sehr leise vernehmen sie die Echos ihrer Stimmen, und sie fürchten sich. Dann kommt das Sandmännchen, um ihnen Schlaf und holde Träume zu verheißeln.

„Hänsel und Gretel“ beten den „Abendsegner“, das berühmteste Stück der Oper, das der Dirigent Marek Janowski sehr verhalten beginnen lässt, „mit halber Stimme“. Nach der dynamischen Steigerung ihres Gesanges kehren die beiden jungen Darstellerinnen der Mehrheit des Publikums den Rücken und wenden ihre Blicke dem Orchester zu. So konzentriert sich alles auf die instrumentale Engelpantomime, die das Lied des Nachtgebets schließlich mit Trompeten und Posaunen überhöht. Wenn sich nach der Regieanweisung der Oper für die Bühne der Vorhang langsam schließen soll, wird es dunkel in der Philharmonie, sodass die konzertante Aufführung mit diesen szenischen Andeutungen dem Motto Marek Janowskis dient: „Das Wesentliche ist die Musik.“

Nun wendet der Maestro sich in seinem letzten Konzert mit dem RSB vor der traditionellen Neunten Beethovens einem Werk zu, das Richard Strauss urauf-



RSB-Chef seit 2002. Marek Janowski, geboren 1939. Foto: Hermann Wöstmann/dpa

geführt hat, das Dirigenten wie Gustav Mahler und Herbert von Karajan favorisiert haben. Neben dem Orchester, das Janowski in 13-jähriger Leitung zu einem Klangkörper der Elite geformt hat, steht ihm ein hervorragendes Solistenensemble zur Verfügung. Allerdings ist der poetische Text von Adelheid Wette, der Schwester des Komponisten, nicht zu unterschätzen. Das allerdings zur Ricarda Merbeth als Frau des Besenbinders, weil unter ihren dramatischen Tönen kaum ein Wort zu verstehen ist. Aus der Höhe hinter dem linken Block E steigt Albert Dohmen als Peter, der Besenbinder, zum Podium herab, um mit seinem Wotan-Organ von Kümmel, des Vaters Leiblikör, zu schwärmen. Nora Lentner und Alexandra Hutton als Sand- und Taumännchen lassen feine Soprane hören. Und in bemerkenswerter zahlreicher Besetzung ist der Kinderchor der Staatsoper dabei. Jungendlich, mit klarem Wohlklang, ergänzen sich Katrin Wundsam und Alexandra Steiner in den Titelpartien. Christian Elsner, der vielbeschäftigte Wagnertenor, hat sich für diesen Abend „HEXE“ auf Shirt schreiben lassen, um „die Böse“ mit komödiantischem Humor auszustatten, eine Paraderolle in seinem sonst so ernstesten Repertoire. SYBILL MAHLKE

Das Herz umklammert meine Füße

Gut geschnorrt ist halb gelebt: das ruhelose Dasein des Boheme-Künstlers John Höxter

Vom Romanischen Café ist nichts geblieben. Außer Anekdoten. Wo das Kaffeehaus einst stand, am Schnittpunkt von Tauentzien und Budapester Straße gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, erhebt sich heute das Europa-Center. Wer in den zwanziger Jahren Rang und Namen hatte, der ging in dem nach seinem neoromanischen Baustil benannten Lokal ein und aus, Brecht und Benn, Kästner und Grosz, Lasker-Schüler und die Kaléko. „Hier hocken sie an den runden Marmortischen, lesen unzählige Zeitungen und diskutieren von Laotse übers moderne Theater bis zur neuesten Verkehrsverordnung“, schrieb der Journalist Paul Marcus. 1943 versank das Gebäude im Bombenkrieg.

Auch von John Höxter ist nichts geblieben. Außer Papier. Man nannte ihn den Dante oder den Ahasver des Romanischen Cafés. Dante wegen seiner Ähnlichkeit mit dem Klassiker, Ahasver, weil er als Oberschnorrer durch das Café wanderte wie der Ewige Jude von einem Land zum anderen. Friedrich Hollaender hat ihn in seiner Revue „Bei uns um die Gedächtniskirche rum“ verewigt: „Jeder kommt mal an die Reihe / Jeder kriegt von mir die Weihe: / Könnse mir fünfzig Pfennige borgen? / Nur bis morgen?“ „Er war mehr als ein Gast, er war eine Einrichtung“, erinnert sich Dr.-Mabuse-Schöpfer Norbert Jacques. Im Romanischen Café stand auf einem Regal neben dem Telefon ein großer Brockhaus. Wenn Höxter da war – und das war er meistens – mussten laut einer Legende die Gäste nicht danach greifen. Er wusste alles.

„Er kannte jeden, und jeder kannte ihn. Doch keiner kannte ihn wirklich“, sagt Jörg Aufenanger. Deshalb hat der Berliner Schauspieler, Theaterregisseur und Schriftsteller jetzt ein Buch über John Höxter geschrieben. Er nennt es Annäherung statt Biografie, „denn das wäre angesichts der dünnen Quellenlage anmaßend“. Es gibt keinen Nachlass, nicht einmal eine Sterbeurkunde, keine Nachfahren und – jedenfalls soweit es Aufenanger ermitteln konnte – auch keine entferntere Verwandtschaft mehr.

Erhalten haben sich bloß ein paar Grafiken und Gemälde des Absolventen der Berliner Kunstgewerbeschule und die Texte, die er zu Lebzeiten veröffentlichte. Sie zeigen, dass Höxter mehr war als ein Pumpgenie, Morphinist, Dandy und Bohemian, mehr auch als das Kaffeehausoriginal, als das er durch die Memoiren geistert. Als Porträtist hat er die Physiognomien von Kollegen wie Erich Mühsam, Christian Dietrich Grabbe oder Oscar Wilde mit schnellem, sicherem Tuschestrich eingefangen. Und als expressionistischer Dichter war er ein Poet von eigenem Rang.

„Mein Herz umklammert meine Füße. Bleib. / Ich stampfe Luft. Entgleite über die Dächer. / Blutschwere zieht. Dünne Luft trägt schwächer. / Ich sinke zur Erde und liege beim Weib“, so lautet die erste Strophe des Gedicht „Das andere Ich“, das Höxter 1913 in der undogmatisch linken Zeitschrift „Die Aktion“ platziert. Es ist das pessimistische Selbstporträt eines Unbehausten, formuliert in hartem expressionistischen Duktus. „Ich stampfe Luft“: An Vorankommen ist so nicht zu denken. Erst recht nicht an Ankommen. Höxter besaß, jedenfalls als Er-



Porträt eines Freundes. Der expressionistische Dichter Ferdinand Hardekopf, wie John Höxter ihn sah. Illustration aus der Zeitschrift „Schall und Rauch“, September 1920. Abbildung: Wikimedia

wachsener, keine Heimat. Er lebte in Absteigen und möblierten Zimmern, sein eigentliches Zuhause war das Café.

Dabei entstammte der 1884 geborene Höxter einer jüdischen Kaufmannsfamilie aus Hannover, über Kindheit und Jugend hat er sich allerdings als Autor nie geäußert. 1906 geht er nach Berlin, studiert beim damals berühmten Seccessionismaler Leo von König, zieht mit der Diszuse Emmy Hennings, von Erich Mühsam als „erotisches Genie“ gepriesen, durch Spelunken, Theater und Cabarets und wird wohl auch, obwohl eigentlich homosexuell, ihr Liebhaber. Emil Orlik, der ebenfalls an der Kunstgewerbeschule unterrichtet, seufzt: „Ein Jammer, dass so begabte Menschen nicht etwas mehr arbeiten.“ Worauf Höxter entgegnet: „Ist es nicht schlimmer, Herr Professor, wenn die Unbegabten die Welt mit ihren Produktionen überschwemmen?“

Nein, Höxter fand sich nicht wichtig genug, um mit seinen Werken die Welt zu überwäligen. Als Illustrator ist er eine Zeit lang durchaus erfolgreich, noch im Kaiserreich bringt er eine Mappe mit Radierungen von Romantikern wie Novalis oder E.T.A. Hoffmann heraus, steuert Holzschneide zum von Gustav Meyrink, Otto Julius Bierbaum und anderen geschriebenen „Roman der Zwölf“ bei und veröffentlicht Schauspieler-Zeichnungen in der „Theater-Zeitschrift“.

Aber spätestens als Mitte der zwanziger Jahre sich die Neue Sachlichkeit gegen den Gefühlsüberschwang des Expressionismus wendet, kommt Höxter aus der Mode. Es wächst die pekuniäre Not. Der befreundete Literat Emil Szittyta be-

merkt: „Es gibt wenig Künstler in Deutschland, die er noch nicht angepumpt hat.“

Zu Höxters erstem Wohnzimmer wurde das Café des Westens am Kurfürstendamm, Ecke Joachimstaler Straße, das wegen der überdimensionalen Pläne seiner Besucher auch Café Größenwahn genannt wurde. „Man konnte dort bei einer Tasse Kaffee oder einem Glas Bier, die beide je 25 Pf. kosteten, die ganze Nacht hindurch sitzen“, erinnerte sich später der Maler Ludwig Meidner. Hier gibt Höxter mit Monokel am Seidenband und auffällig aparten Bein-

kleidern den gut betuchten Dandy, bekennt sich aber in einem Gedicht zur eigenen Mittellosigkeit: „Wir sitzen im Café ‚auf Verdacht‘ / Wir wissen nicht, wo wir bleiben zur Nacht, // Wir schlafen uns in der Ringbahn aus, / Wo wir erwachen, sind wir ‚zu Haus‘.“ Legendär wird die Schüttelrunde, zu der neben John Höxter unter anderem Erich Mühsam René Schickele, Klabund und Lotte Pritzel gehören. Mit Scherzreimen zum dem Stegreif wettkämpfend, nimmt sie heutige Poetry Slams vorweg: „Man wollte sie zu zwanzig Dingen / In einem Haus in Danzig zwingen.“

Wegen seiner Tuberkulose beschränkt sich Höxters Eingreifen in den Ersten Weltkrieg auf eine kurze Landverschickung mit einem letzten Aufgebot aus lauter Alten und Kranken nach Landsberg an der Warthe. Das Café des Westens ge-

rät im Laufe des Krieges immer stärker ins Feuer konservativer Blätter. Die Stammgäste seien „vaterlandsloses Gesindel“, heißt es. Als das Lokal seinen Standort aufgibt, zieht die Boheme ins Romanische Café um.

Mit Hitlers Ernennung zum Reichskanzler 1933 endet Höxters altes Leben. Im Romanischen Café bezieht die Gestapo einen Stammtisch, „entartete“ Künstler sind fortan unerwünscht. Seine letzte Unterkunft findet der Poet beim Buchhändler Benno Wolf in Charlottenburg. Er schreibt nun ganz andere, ernste Gedichte, die etwa im „Israelitischen Familienblatt“ erscheinen und zu seinen besten gehören: „Durch Leiden bist du groß geworden. / Der gelbe Fleck sei deines Adels Orden!“ Gemeint ist der Davidstern, den der Freund Erich Mühsam im Konzentrationslager Oranienburg tragen muss, wo er umgebracht wird.

Am 15. November 1938, sechs Tage nach der Pogromnacht, begibt sich John Höxter in ein Waldstück zwischen Potsdam und Caputh und schneidet sich die Pulsadern auf. „Es sind nicht erst die Ereignisse der letzten Tage, die mich zu meinem letzten Schritt trieben“, schreibt er im Abschiedsbrief. „Ich war schon einige Zeit entschlossen aus der dauernd wachsenden Entwürdigung jenem Weg zu folgen, den unter der Herrschaft wahnsinniger Tyrannen ein Cato oder Seneca vorausgingen.“ An Mut hat es ihm nicht gefehlt und auch nicht an Schlagfertigkeit.

— Jörg Aufenanger: John Höxter. Poet, Maler und Schnorrer der Berliner Boheme. Quintus Verlag, Berlin 2016. 110 S., 16 €.

Öffnet eure Ohren und Augen

Weihnachtsoratorium in der Gemäldegalerie

Weihnachten schon vorbei? Es gibt einen ganz anderen Rhythmus: den des Kirchenjahres, wie es 1734/35 in Leipzig ausgestaltet wurde. Da fand an sechs Tagen, in sechs Gottesdiensten zwischen dem Weihnachtstag und dem Epiphaniastag, die Aufführung des Weihnachtsoratoriums von Johann Sebastian Bach statt. Auf diese Tradition berufen sich die Staatlichen Museen Berlin, die das Weihnachtsoratorium durch das Ensemble Continuum in der Gemäldegalerie zur Aufführung bringen. Heute ist bereits der dritte von allerdings nur fünf Abenden – so viel Freiheit in der Neuaufteilung der sechs Oratoriums-Kantaten muss sein.

Über die Säkularisierung des Weihnachtsfestes mag nachsinnen, zumal wer

ANZEIGE

QIEZ Top-Listen

Top 10 Whisky-Bars und -läden

QIEZ.de

die jeweilige Einführung vor Gemälden der Galerie wahrnimmt. Was auf den Tafeln sei's der altniederländischen, sei's der italienischen Schulen dargestellt ist, Verkündigung und Geburt des Heilands und Anbetung der Hirten und Könige, das ist Gegenstand des Oratoriums mit seinen sechs Kantaten. In der zweiten „Wandelhalle“ der Gemäldegalerie, von der bis heute kein Mensch weiß, warum sie eigentlich errichtet wurde, die aber eine durchaus passable Akustik aufweist, können sich die strahlenden Trompeten und dröhnenden Pauken zum Eingangschor „Jauchzet, frohlocket!“ entfalten.

Der Kammerchor Vocalconsort Berlin ist differenziert zu vernehmen, und mit der Altistin Anne-Luise Oppelt und der Arie „Bereite dich, Zion“ hat der Eröffnungsabend am ersten Weihnachtsfeierabend seinen Höhepunkt. Dirigent Nicolas Fink führt Ensemble und Chor jederzeit sicher, und beseligt vergessen die Hörer, deren Spätkommenden ob der unvorhergesehenen Anzahl noch Klapphocker ausgegeben werden müssen, die Projektionen der Gemälde auf der Leinwand über den Musikern. Man sieht sie ohnehin besser im Original. BERNHARD SCHULZ

— Gemäldegalerie, heute sowie am 1. und 6. Januar, jeweils 19:30/20 Uhr. – Infos unter www.smb.museum/veranstaltungen



Geburt Christi. Middelburger Altar von Rogier van der Weyden, um 1450. Foto: SMB

ANZEIGE



Ein einzigartiger Konzertsaal eröffnet in Berlin

Eröffnungssaison 4. März – 3. Juli 2017

Der Pierre Boulez Saal ist der neue, von Frank O. Gehry entworfene Konzertsaal in Berlin. Durch seine elliptische Form und die der schier unbegrenzten Gestaltungsmöglichkeiten unterscheidet sich der Pierre Boulez Saal von anderen Konzertsälen und sichert ihm eine Sonderstellung in der Musiklandschaft Berlins.

Das Konzertprogramm der Eröffnungssaison steht ganz im Zeichen der unerschöpflichen musikalischen Neugier des großen französischen Komponisten, Dirigenten und Visionärs Pierre Boulez. Es bietet Meisterwerke der Klassik, Romantik, und klassischen Moderne ebenso wie Uraufführungen, Jazz und Musik aus den Ländern der MENA-Region.

Pierre Boulez Saal / Barenboim-Said Akademie gGmbH
Französische Straße 33d
10117 Berlin

Tickets und Führungen unter: www.boulezsaal.de

PIERRE BOULEZ SAAL

PRÄSENTIERT VOM
TAGESSPIEGEL

REKUM COGNOSCRE CAUSAS